

(Nachdruck verboten.)

17) Joma Gordsejew.

Roman von Wajim Sorli. Deutsch von Klara Brauner

Joma wurde von rückwärts und von den Seiten gestoßen; er ging, ohne etwas anderes als den grauhaarigen Kopf des Vaters zu sehen, und der klagende Gesang fand ein wehmüttsvolles Echo in seiner Brust. Wajatin, der neben ihm ging, flüsterte ihm aufdringlich und unaufhörlich in die Ohren:

„Sieh mal, Tausende von Menschen drängen sich um Dich! Sogar der Gouverneur ist gekommen, um Deinem Vater das Geleit zu geben . . . der Bürgermeister . . . fast der ganze Gemeinderat . . . und hinter Dir — dreh Dich mal um! — geht Soffja Pawlowna. . . Die Stadt ehrt Ignat.“

Zuerst hörte Joma das Flüstern des Vaters nicht, doch als dieser Medinskaja erwähnte, wandte er sich unwillkürlich um und erblickte den Gouverneur. Ein kleiner Tropfen von etwas Angenehmen ergoß sich in seine Seele beim Anblick dieses angesehenen Mannes, der ein grelles Ordensband um die Schulter und Orden auf der Brust trug und mit Trauer auf dem strengen Gesicht dem Sarg folgte.

„Selig ist der Weg, den Du Seele heute betrittst“, sang Jakow Tarassowitsch leise mit, schnupperte mit der Nase und flüsterte wieder seinem Taufkind ins Ohr:

„Fünfundsiebzigtausend Rubel, das ist eine Summe, für die man ein solches Geleit schon beanspruchen darf . . . Hast Du gehört, daß die Sonja die Grundsteinlegung auf den Fünfzehnten festgesetzt hat? Es fällt grade auf den Tag der Gedächtnisfeier . . .“

Joma wandte sich wieder um, und seine Augen begegneten den Augen der Medinskaja. Er seufzte bei ihrem lieblosenden Blick tief auf, und ihm wurde auf einmal leichter, als sei ein heißer Sonnenstrahl in seine Seele gedrungen und habe dort etwas zerfchmolzen. Und zugleich fiel ihm ein, daß es für ihn unglücklich war, den Kopf hin und her zu wenden.

In der Kirche bekam Joma Kopfschmerz, und ihm war, als ob alles um ihn und unter ihm wankte. In der schwülen Luft, die mit Staub, Menschenatem und Weihrauch gesättigt war, zitterten leise die Flammen der Kerzen. Das sanfte Antlitz des Heilands blickte ihm aus einem großen Heiligenbild entgegen, und die Kerzenflammen, die sich in matten Gold der Dornenkrone des Erlösers widerspiegelten, erinnerten an Blutstropfen.

Jomas erwachte Seele trank gierig die feierlich düstere Poesie der Messe, und als der rührende Ruf erklang: „Kommt, laßt uns den letzten Ruf ausdrücken“, entrang sich Jomas Brust ein so lautes, heulendes Schluchzen, daß in die Menge in der Kirche bei diesem Schrei des Grams Bewegung kam.

Nach diesem Ausschrei wankte er. Der Pate faßte ihn gleich bei den Armen und stieß ihn zum Sarg hin, indem er ziemlich laut und mit einem gewissen Eifer sang:

„Küßt den, der nur eine Weile mit uns war . . . küßt Joma, küßt ihn! . . . Denn er wird dem Grab übergeben, mit Stein bedeckt . . . er siedelt in das Dunkel über und wird mit den Toten begraben.“

Joma berührte die Stirn des Vaters mit den Lippen und prallte entsezt vom Sarg zurück.

„Vorichtig! Du hättest mich fast umgeworfen“, bemerkte Wajatin halblaut, und diese einfachen, ruhigen Worte gaben Joma mehr Halt, als die Hand des Vaters.

„Die ihr mich hier stumm und entsezt vor euch liegen seht, weint um mich, Brüder und Freunde“, bat die Kirche in Ignats Namen. Doch sein Sohn weinte nicht mehr: das schwarze, geschwollene Gesicht des Vaters hatte ihm Entsetzen eingeflüßt, und dieses Entsetzen ernüchterte ein wenig seine Seele, die von der wehmütigen harmonischen Klage der Kirche um ihren sündigen Sohn berauscht war. Die Bekannten umringten ihn und suchten ihn eindringlich und freundlich zu trösten; er hörte ihnen zu und begriff, daß sie ihn alle bemitleideten und daß es ihnen allen nahe ging. Und der Pate flüsterte ihm ins Ohr:

„Paß auf, wie sie Dir schmeicheln . . . Die Katzen riechen das Schmalz . . .“

Diese Worte waren Joma unangenehm, doch sie hatten eine gute Wirkung, indem sie ihn zwangen, sich ihnen gegenüber auf die eine oder andre Weise zu verhalten.

Auf dem Friedhof bei der Seelenmesse schluchzte er wieder bitterlich und laut auf. Der Pate faßte ihn sogleich beim Arm und führte ihn vom Grabe fort, indem er zornig sprach:

„Wie kleinmütig Du bist, Bruder! Thut es mir denn nicht leid um ihn? Ich habe ja seinen vollen Wert gekannt, und Du warst nur sein Sohn . . . Und trotzdem weine ich nicht . . . Wir waren mehr als dreißig Jahr lang ein Herz und eine Seele . . . Wie viel da gesprochen und gedacht wurde . . . Wie viel Leid wir dagegen durchgestoßen haben . . . Du bist jung, was hast Du Dich zu gramen? Dein ganzes Leben liegt vor Dir, und Du wirst noch an vielen Freundschaften reich sein. Und ich bin alt und habe jetzt den einzigen Freund begraben . . . jetzt bin ich wie ein Bettler . . . ich werde keinen Freund für die Seele mehr finden!“

Die Stimme des Alten zitterte und knarrte seltsam. Sein Gesicht verzerrte sich, die Lippen zogen sich zu einer breiten Grimasse auseinander und bebten, die Hautfalten schrumpften zusammen, und aus den kleinen Augen flossen ununterbrochen feine Thränen darüber hin. Er war so rührend jämmerlich und sah sich so gar nicht ähnlich, daß Joma stehen blieb, ihn mit der Zärtlichkeit des Starken an sich preßte und bange ausrief:

„Weinen Sie nicht, Vater . . . mein Täubchen, weinen Sie nicht.“

„So ist's also“, sagte Wajatin mit schwacher Stimme, seufzte tief auf und verwandelte sich wieder in den charakterfesten, klugen Alten. „Du darfst nicht flennen“, fuhr er geheimnisvoll fort, indem er sich neben sein Taufkind in den Wagen setzte. „Du bist jetzt ein Feldherr im Krieg und müßt Deine Soldaten mutig kommandieren. Deine Soldaten sind die Rubel, und Du hast eine große Armee davon . . . Du hast nur zu kämpfen!“

Joma, der von der Schnelligkeit dieser Verwandlung erstaunt war, hörte seinen Worten zu, und sie erinnerten ihn an das Fallen der Erdklumpen, die von den Anwesenden in Ignats Grab, auf seinen Sarg geworfen wurden.

„Mit wem soll ich kämpfen?“ fragte Joma seufzend.

„Ich werde Dir's schon beibringen. Hat Dir der Vater gesagt, daß ich ein kluger Alter bin, und daß man auf mich zu hören hat?“

„Ja, das hat er gesagt . . .“

„Also höre auf mich! Wenn man meine Klugheit zu Deiner jungen Kraft hinzufügt, kann man einen schönen Sieg erringen . . . Dein Vater war ein hervorragender Mensch . . . doch er verstand nicht in die Zukunft zu schauen und auf mich zu hören . . . Er hat im Leben nicht durch seinen Verstand, sondern durch sein Herz Erfolg gehabt . . . Ach, was wird noch aus Dir werden . . . Ziehe zu mir, es wird Dir allein im Hause bange sein . . .“

„Die Tante ist dort . . .“

„Die Tante ist krank. Auch sie hat nicht mehr lange zu leben.“

„Sprechen Sie nicht davon“, bat Joma leise.

„Ich werde doch sprechen. Du hast den Tod nicht zu fürchten. — Du bist kein altes Weib, das auf dem Osen liegt. Lebe ohne Furcht und thue das, wozu Du bestimmt bist. Und der Mensch ist dazu bestimmt, das Leben auf der Welt im Geleise zu halten. Der Mensch ist ein Kapital, er setzt sich wie ein Rubel aus elenden Kupferroschen und Kopelen zusammen. Es heißt, er wird aus Erdenstaub geboren . . . Und in dem Maße, wie er durch das Leben in Umsatz gebracht wird, Schmalz und Butter, Schweiß und Thränen einsaugt, bildet sich in ihm eine kleine Seele und ein kleiner Verstand . . . Und dann beginnt er in die Höhe und in die Tiefe zu wachsen; wenn man hinsieht, ist er einen Groschen wert oder fünfzehn Kopelen oder hundert Rubel . . . oder er steht über jedem Preis. Er ist in Umsatz gebracht und muß für das Leben Prozente bringen. Das Leben kennt den Wert von uns allen und wird unsren Marsch vor der

Zeit nicht aufhalten . . . niemand, der geschickt ist, handelt zu seinem Nachteil, mein Bruder, und im Leben ist viel Verstand gesammelt . . . Hörst Du zu?"

"Ja, ich höre . . ."

"Und was verstehst Du davon?"

"Alles . . ."

"Das ist wohl nicht wahr?" sagte Majakin zweifelnd.

"Aber das eine . . . Warum muß man sterben?" fragte Zoma leise.

Der Pate blickte ihm mitleidig ins Gesicht, schmalzte mit den Lippen und sagte:

"Ein kluger Mensch würde nie so fragen. Ein kluger Mensch sieht selbst, daß, wenn ein Fluß da ist, er auch irgendwohin fließt. . . Denn wenn er stehen bliebe, würde er versumpfen."

"Sie spotten grundlos über mich," sagte Zoma finster. "Das Meer fließt ja auch nirgends hin."

"Es nimmt alle Flüsse in sich auf, und es hat heftige Stürme. . . So wird auch das Lebensmeer durch die Wellen der Menschen gespeist, und der Tod erneuert seine Gewässer, damit sie nicht muffig werden. . . Wenn die Menschen nicht sterben würden, während sie sich doch immer vermehren. . ."

"Was macht das alles? Der Vater ist ja tot. . ."

"Auch Du wirst sterben. . ."

"Was geht's mich also an, daß die Menschen sich vermehren?" sagte Zoma bange lächelnd.

"Ach!" seufzte Majakin. "Das geht niemand an. . . Deine Kleider denken wohl auch so: was geht es uns an, daß es auf der Welt allerlei Stoff in Menge giebt? Du hörst aber nicht auf sie, — Du trägst sie auf und wirfst sie weg."

Zoma blickte den Paten vorwurfsvoll an, und als er ihn lächeln sah, fragte er erstaunt und mit Ehrfurcht:

"Ist's möglich, Vater, daß Sie den Tod nicht fürchten?"

"Mein Kindchen, ich fürchte am meisten die Dummheit," sagte Majakin mit giftiger Demut. "Ich bin der Meinung, daß, wenn Dir ein Dummer Honig giebt, Du darauf spucken mußt; wenn Dir aber ein Weiser Gift giebt, dann trinke! Und ich will Dir was sagen: der Varsch hat wohl eine schwache Seele, denn die Schuppen stehen ihm zu Berge. . ."

Die spöttischen Worte des Alten beleidigten Zoma und machten ihn zornig. Er wandte sich ab und sagte:

"Sie können nicht ohne Faxen reden."

"Ich kann nicht?" rief Majakin aus, und seine Augen liefen erregt hin und her. "Jeder spricht die Sprache, die er kann. Ich sehe wohl rauh aus? Nicht wahr?"

Zoma schwieg.

"Ach Du. . . Wisse das eine — derjenige liebt, der leht. . . Präge Dir das ein. . . Und denke nicht an den Tod. . . Es ist wahnsinnig, Bruder, wenn ein lebendiger Mensch an den Tod denkt. Der Prediger Salomo hat sich das am besten überlegt und hat gesagt, daß selbst ein lebendiger Hund besser daran ist als ein toter Löwe."

Sie langten zu Hause an. Die ganze Straße vor dem Hause war mit Wagen angefüllt, und aus den offenen Fenstern drang lautes Sprechen heraus. Sowie Zoma im Saal erschien, packte man ihn bei den Armen und schleppte ihn zum Tisch mit dem Zmbis, indem man ihm zuredete, zu trinken und etwas zu essen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Berliner Straßen.

"Fischer-Straße!" Flüchtling verweilt unser Auge auf dem kleinen Straßenschild an der Ecke, dann hasten wir weiter dem Ziele unsres eiligen Weges zu.

Wer kümmert sich im Getriebe der Stadt auch um die Straßennamen. Und zumal in der Großstadt, an deren Peripherie alljährlich ganze Straßenzüge neu aus der Erde hervorwachsen? Sie müssen doch eine Bezeichnung haben, damit man sich auskennt im Häusermeer der Städte, und so wird ihnen eben ein beliebiger Name gegeben.

Wer freilich aufmerksamer zu sehen gewohnt ist, dem sind die Straßenbezeichnungen ein gewichtiges Stück Kulturgeschichte. Sie kennzeichnen eine Entwicklung, welche in allen Städten gleich war. Die Straßennamen sind die Geschichte der Stadt und es verlohnt sich schon, sie zum Gegenstande einer knappen Skizze zu machen.

Straßenbezeichnungen entstanden erst in einer bereits ziemlich weit vorgeschrittenen Entwicklung der Stadt. Es mußten schon so viele Niederlassungen von Stadtbewohnern vorhanden sein, daß das

Auffinden des Einzelnen dem Fremden schwer wurde, um neben dem Namen die Bezeichnung der Stadtgegend notwendig zu machen. Als es geschah, war zumeist die erste Bezeichnung das Gewerk. In den Städten wohnten die Bürger nach den Gewerken, die sie ausübten; die Schuster, die Gewandschneider, die Leineweber, die Goldschmiede u. a. wohnten zusammen, weil in der Zukunft einer des andren Stütze war und die Marktverhältnisse zum Zusammenwohnen zwangen. So entstanden Ortsbezeichnungen innerhalb der Städte nach den Gewerken. Die Fischerstraße thut uns noch Kunde vom Erwerbszweig der ersten Bewohner Berlins; die Schusterstraße, Schmiedegasse usw. zeigen die weitere Gewerksentwicklung. Daneben entstanden Häuserbauten, deren Bewohner nach ihren Erwerbszweigen vermischt waren, die man nicht nach den Gewerken gliedern konnte. Die Straßen erhielten Bezeichnungen dort liegender markanter Gebäude: der Kirche, des Spitals (Spittel), später der Geistlichen Häuser (Bischhof, Probst usw.). War die städtische Siedelung von einer oder mehreren Heerstraßen durchzogen, so tauchten die Richtungen dieser großen Wege in den Straßennamen auf: Frankfurter-, Dranienburger-, Stralauer-, Landsberger-Straße.

Als die Städte bis zu ihren Mauern bebaut waren, tritt auch dies im Charakter der Straßen hervor und Straßennamen wie Mauerstraße, Wallstraße, Linienstraße tauchen auf. Die bürgerliche und militärische Entwicklung der Städte läßt dann Bezeichnungen wie Stallgreiber-, Schützen-, Kasernen- oder Dragoner-Straße aufkommen.

Als die Mauern die weitere willkürliche Ausdehnung der Städte hinderten, begannen die Häuser eng aneinander zu rücken. Die Garten- und Wiesengrundstücke wurden verkauft und bebaut, die Gänge zwischen den einzelnen Häusern bildeten die Front für neue Hausbauten, die oft so eng gegen einander rückten, daß kaum zwei Mann neben einander marschieren konnten. So entstanden die Gassen und Gäßchen. Die aus dem Althochdeutschen „gazza“ gebildete Bezeichnung „Gasse“ wurde von unsren Vorfahren fast ausschließlich gebraucht. Erst die neuere Zeit machte sie verschwinden und ersetzte es durch „Straße“. Solche Seitengassen erhielten meist ihre Bezeichnung von dem Eckhause, von welchem sie abzweigten, denn in den Gassen wohnten meist zu armelige Leute, als daß der Sprachgebrauch auf sie hätte Bezug nehmen können. So sprach man denn wohl von dem „Gäßlein bei Meister Hoffmanns Hause“, von dem „Gäßlein bei Joachim Belings Hause“. Die Personenbezeichnung wurde dann der Gasse vorgesetzt und es entstanden Namen wie: Hoffmannsgasse, Belingsgasse, Siebergasse u. a. m.

Necht interessant ist es, der Geschichte der Entstehung einzelner Straßennamen nachzugehen. Man denke an Alt-Moabit. Der Stadtteil Moabit war noch unter Friedrich I. Tiergartenteil. Dann kamen die wegen ihrer Religion aus Frankreich vertriebenen Kolonisten nach Berlin, und die Regierung, die alles that, die dünne Bevölkerung des Landes zu mehren, wies ihnen gern auf jenem Tiergartenteil Parzellen zu, woselbst sie Maulbeer-Plantagen anlegten. Der Boden war aber unfruchtbar und der religiöse Big der Kolonisten taufte es deshalb „pays de Moab“, Moabiterland, weil die Bibel das letztere als unfruchtbares Land anführt. Die Bezeichnung hat sich erhalten als: Moabit.

Durch die moderne Umtaufung der Gassen in Straßen und dieser wieder in Straßen mit klingenden Namen, geht allmählich die Erinnerung an den ursprünglichen Charakter jener Stadtteile verloren. Wer weiß z. B. noch, daß die im Centrum Berlins gelegene Rosenstraße bis ins 17. Jahrhundert hinein den Namen „Surenegasse“ führte, weil dort die öffentlichen Dirnen wohnten, die in allen Städten ein wohlthätiger Kat gerne kasernierte, um die Stadt sonst sittenrein zu erhalten. Als sie im 17. Jahrhundert in „Rosenstraße“ umgetauft wurde, hatte sie sich auch nicht gebessert. Ihre Unsauberkeit war so bekannt, wie der schlechte Ruf ihrer Bewohner. Der Kat hatte sich einen Scherz gemacht, als er den arüchigen Gassenamen in Rosenstraße umwandelte.

Ihren ursprünglichen Charakter haben aber im Namen noch gewahrt: der Mühlen-damm, genannt nach den hier gelegenen Mühlen, die mit zu den ältesten Anlagen Berlins gehörten. Die heutige breite Straßensucht war früher ein schmaler, mit hölzernen Buden besetzter Gang, welcher erst 1687 einer breiteren Anlage wich. Dann der Köllnische Fischmarkt, einer der ältesten Plätze Berlins. Dagegen hat die Köllnische Straße ihren Namen gewandelt. Ursprünglich war sie ein freier Raum beim Wasser mit einem Schlachthause „Rüterhof“ oder „Wurst-hof“ benannt. Als der Platz bebaut wurde, entstand die Bezeichnung „Köllnischer Wurst-hof“, die 1836 erst in „Köllnische Gasse“ und 1862 in „Straße“ umgewandelt wurde. Auch der älteste Marktplatz Berlins, der „Köllenmarkt“, führte bis Ende des 13. Jahrhunderts einen andren Namen: „Der alte Markt“. Vom 17. Jahrhundert ab führte der Platz, nach den nahegelegenen Mühlen-Mollen, den Namen „Müldenmarkt“. Ein Teil der Häuser, nach der Wasserseite, hieß: Bei der Salzhalde, weil diese dort lag. Im 18. Jahrhundert hieß er eine Weile: Königsplatz.

Necht gruselig klingt die Bezeichnung, welche noch bis 1861 der heutige „Gartenplatz“ hatte. Er war „Galgenplatz“, auch „Gerichtsplatz“ genannt, weil auf ihm früher das Hochgericht stand. Erst nach langen Gesuchen der Bewohner erhielt der Platz seine heutige Bezeichnung.

Die heutige „Kleine Burgstraße“ hat ebenfalls eine

interessante Entwicklung durchgemacht. Ende 1800 hieß sie bloß „Durchgang“. Zuvor wurde sie „Wassergasse“ genannt. Noch früher, ehe der Hofrentmeister Matthias sie 1657 umbaute, führte sie den Namen „Sprengäßlein“ oder „Frauengäßlein“, letzteres aus gleichen Gründen wie bei der heutigen Rosenstraße: wegen der in ihr wohnenden „an der Uehere sitzenden“ Frauen.

Ein Teil der Berliner Straßen verdankt ihren Namen höherem Befehl. Es muß mehr als fraglich erscheinen, ob schon im Jahre 1866 Berlin so bismarckgegeistert gewesen sein würde, eine Straße nach ihm zu benennen. War doch damals im Bürgerthum die Erinnerung an den Militärkonflikt in Preußen und an die Thatsache, daß Bismarck berufen worden war, um gegen Kammer und Etat zu regieren, noch lebendig. Nach den Erfolgen der Bismarckschen Diplomatie gegenüber dem Hause Habsburg und dem siegreich durchgeführten Feldzug von 1866 bestimmte König Wilhelm einfach, daß eine „in der Gegend der Altenbrücke angelegte Straße“ den Namen seines Ministerpräsidenten zu bekommen habe: „Bismarckstraße“. Nehmlich entstand der „Velle Alliance-Platz“, den die mächtigen Berliner bis 1815 einfach das „Mondeel am Galleischen Thore“ genannt hatten. Eine Kabinetts-Ordnung gab ihm damals zur Erinnerung an die Schlacht jenen Namen.

Nst hat's um die Straßennamen auch heftigen Kampf gegeben. So um den Namen „Deuthstraße“. Diese Straße entstand in der Gründerperiode 1872, als eine Spekulation der Central-Straßen-Aktiengesellschaft. Sie sollte „Centralstraße“ heißen. Aber das klang dem Polizeipräsidenten zu wenig deutsch und so schlug dieses vor, zum Andenken an den preussischen Prinzen Louis Ferdinand und zugleich an den König von Bayern der Straße den Namen „Ludwigsstraße“ zu geben. Aber keiner der beiden Namen wurde genehmigt. Nun schlug das Polizeipräsidenten zwei neue Namen vor: „Industriestraße“ und „Deuthstraße“. Der Magistrat hingegen wünschte, zum Andenken an den Geheimen Regierungsrat Professor v. Raumer, den Namen „Raumerstraße“. Eine königliche Kabinetts-Ordnung dekretierte schließlich den Namen Deuthstraße, zum Andenken an den 1853 verstorbenen Oberfinanzrat Peier Christian Wilhelm Deuth.

Einer der bekanntesten Straßenteile Berlins ist der draußen am Saume des Tiergartens „In den Zelten“. Zahlreiche Bräunereien knüpfen sich an ihn. Im 18. Jahrhundert waren die „Gezelte“ am „Platz der sieben Kurfürsten“ der Sammelplatz namentlich des Hofjunkerthums. Ein Stich Chodowieckis zeigt noch die Hofequipagen sich tummeln und zeigt die Cavalier und ihre Damen in ihren gepuderten Podenurwäldern und Perrückentürmen. 1745 hatte der König Thomaßin gestattet, vor selbst in einem einfachen Leinwandzelt Erfrischungen zu verabreichen. Fünfundzwanzig Jahre später waren dort bereits sechs Zelte vorhanden. Die Zelte gingen später in Privateigentum über und wurden massiv gebaut. Sie waren ein Lieblingsaufenthalt der Berliner, im Sommer wie im Winter. Im Sommer sah es sich angenehm, dicht bei den hohen Tiergartenbäumen; im Winter entwickelte sich ein buntes Treiben, wenn bei den Zelten Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren veranstaltet wurden. Vor und während der Märzrevolution erlangten die Zelte eine hohe Bedeutung. Als die Kaffeehäuser zu eng wurden, sammelte sich die zur Selbstständigkeit erwachte Volksmasse in den Zelten und hielt dort täglich unter großem Zulauf Versammlungen ab, in denen die Regierung auf das heftigste angegriffen wurde, ohne daß die bereits wankende vormärzliche Autorität einzuschreiten wagte. Heute sind sie friedliche Wohnstätten für das behäbige Mittelbürgerthum aus dem Westen und aus Moabit.

Eine Straße, der man ihren ursprünglichen Zweck nicht mehr ansieht, obwohl der Name noch an ihn erinnert, ist „An der Stechbahn“. Seit 1868 trägt sie jenen Namen. Ehemals war dort ein mit Schranken eingeschlossener, 300 Fuß langer und 65 Fuß breiter, zu Turnieren und Ritterspielen bestimmter Platz. 1538 hat Kurfürst Joachim II. ihn errichtet. Dort entstanden später eine Reihe hölzerner Verkaufsbuden, welche 1681 als Kaufläden in Stein gebaut wurden. Sie behielten den Namen Stechbahn, als der Platz längst beseitigt war. Auch diese Straße hatte seit 1848 eine gewisse politische Bedeutung dadurch, daß von jener Seite her die bekannte Dragonerattake auf die auf dem Schloßplatz sich stauende Menschenmenge unternommen wurde, die dann den unmittelbaren Anlaß zum Bau der Barrikaden und zum Straßenkampf gab.

Wie die „Stechbahn“ nicht mehr an ihren ursprünglichen Zweck erinnert, so weiß auch der Berliner kaum mehr, wenn er sich über die schmalen Trottoirs des „Spittelmarkt“ seinen Weg sucht, mitten durch die Laufende von Menschen, die Hunderte von Straßenbahnwagen, Omnibusse, Droschken, Kaffeebierwagen, die dort stündlich passiren, daß er eigentlich auf einem — Friedhof wandelt. Der Spittelmarkt war früher der Begräbnisplatz der 1405 gegründeten und 1881 abgebrochenen Spittel- oder Gertraudenkirche. Die ersten Hausbauten hießen: Am Gertrauden-Kirchhof. Den heutigen Namen erhielt der Platz nach dem Hospital, welches 1872, bei Anlage der Deuthstraße, abgebrochen wurde.

Die Zeit drängt eben machtvoll vorwärts. Wie sie das Fischerdorf zur Weltstadt machte, so baut sie an den Plätzen, an denen sich früher Scheunen, Viehhälle oder ärmlische Handwerkerhütten erhoben, prunkende moderne Steinpaläste und über Gräber hinweg stutet der Verkehr der Millionenstadt, der keinen Stillstand kennt, sondern nur ununterbrochene Entwicklung zum Größeren. Nur in den Straßennamen hat sich die Miesestadt eine verblassende Erinnerung an das Vergangene bewahrt. —

E. R.

Kleines Feuilleton.

Gedankenleserei. In dem Theatersaal von „Schall und Rauch“ fand am Mittwoch vor der Aufführung eine sehr interessante Soiree statt. Der brasilianische Gedankenleser Herr Rinoff, der schon bei seinem ersten Auftreten in Berlin vor zwei Jahren allgemeines Erstaunen erregt hatte, produzierte hier wiederum Künste, die sich einstuweilen jedem, auch nur halbwegs befriedigenden Versuche einer physiologisch-psychologischen wissenschaftlichen Erklärung entziehen. Er arbeitet ohne Gehilfen und benutzt zu seinen Experimenten jedermann, der aus dem Publikum sich ihm darbietet. Zwei Haare, die man auf seine Bitte versteckt hatte, fand er ohne jedes fährende Medium, allein im Saale umhertastend, heraus, erriet die Eigentümer derselben und bezeichnete die Stelle an ihrem Kopf, wo man die Haare ausgerissen hatte. Er erriet den Vornamen aus einer Visitenkarte, an den ein Herr zu denken hatte, ersuchte jemanden, auf irgend ein bestimmtes Papier, das er bei sich trage, die Gedanken zu konzentrieren und zog dasselbe dann richtig aus der Brieftasche des betreffenden Herrn hervor. Von den beiden Versuchen, die Münze, an welche jemand denke, aus dem Portemonnaie herauszufinden und näher zu bezeichnen, gelang wenigstens der eine in überraschendem Maße. Alles das wurde mit festverbundenen Augen vollführt. Wohl am meisten frappierte das Massenexperiment, das er mit den etwa 14 Personen anstellte, die, auf seine Einladung, ein kontrollierendes Komitee zu bilden, auf der Bühne Platz genommen hatten. Jede noch so entfernte Möglichkeit irgend einer geheimen Verabredung war hier mit absoluter Sicherheit ausgeschlossen. In wenigen Sekunden prägte er sich die Reihenfolge der Nebeneinanderstehenden ein und ersuchte sie, nachdem ihm wieder die Augen mit dem im Publikum herumgezeigten, absolut undurchsichtigen Tuch verbunden waren, die Stühle zu verwechseln, er werde die Personen dann auf ihren alten Platz zurückführen. Und es gelang. In der größten Nervenanstrengung, zitternd und leise stöhnend, tappete er rasch die Reihe entlang, bald hier, bald dort einen mit sich nehmend und ihm die richtige Stelle zuweisend. Die meisten rangierte er mit schnell zugreifender Sicherheit, nur bei wenigen bedurfte es eines orientierenden Befühlens. In kürzester Frist war die alte Reihenfolge hergestellt.

Von der sonst üblichen Gedankenleserei, bei welcher der Suchende aus den unwillkürlichen Muskelbewegungen und aus dem Pulsschlag des bei der Hand genommenen Mediums errät, ob er sich dem zu findenden Gegenstande nähert, sind Rinoffs Versuche, der, wie gesagt, ohne jede solche Unterstützung operiert, nicht nur graduell, sondern offenbar auch der Art nach verschieden. Am ehesten läßt sich der Vorgang vielleicht mit dem bei der Hypnose vergleichen. Wie der Hypnotisierte in seinem Reden und Handeln bewußlos durch den konzentrierten Willen des Hypnotiseurs, so scheint hier der Gedankenleser in seinen jugendlichen Bewegungen durch das konzentrierte Denken an die, mit denen er experimentiert und die die Lösung einer ganz bestimmten Angabe von ihm erwarten, instinktiv mächtig geleitet zu werden. — X

ie. Ein Alltagswunder. Wenn man in einem Bahnhof zu thun, z. B. auf einen Zug zu warten hat und sich die Zeit damit vertreibt, auf dem Bahnsteig auf und ab zu gehen, so ist man in den meisten Fällen in der Lage, eine merkwürdige Beobachtung anzustellen. Es wird wohl irgendwo auf dem Bahnhof eine in Betrieb befindliche Lokomotive stehen, die durch Anströmen von Dampf Geräusche von sich giebt. Bei einiger Aufmerksamkeit wird man nun wahrnehmen, daß die Tonhöhe dieser Geräusche mit der Entfernung des Ohres vom Standpunkt der Maschine sich ändert, nämlich höher wird bei größerem und tiefer bei geringerem Abstand. Ein holländischer Physiker, van Gulik, hat diese merkwürdige Erscheinung genauer untersucht. Die Tonhöhe steigt nicht nur mit der Entfernung des Ohres von der Lokomotive, sondern auch mit einer Annäherung an den Erdboden. Der Ton ist eine Folge des Abprallens der Schallwellen vom Erdboden selbst. Diese Thatsache kam dadurch ermittelt werden, daß ein breites Brett zwischen der Maschine und dem Beobachter auf den Boden gelegt und bald gehoben, bald gesenkt wird. Beim Heben des Brettes findet ein auffallendes Ansteigen der Tonhöhe statt. Es ist daher klar, daß die Tonhöhe durch eine Vermischung (Interferenz) der direkten und der reflektierten Schallwellen zu stande kommt. Wie es durch andre Experimente für die verschiedenen Farben des weißen Lichts nachgewiesen ist, so sind hier die verschiedenen Höhen des Tons auf verschiedene Punkte des Raumes verteilt, so daß eine Art von Tonpektrum gebildet wird; van Gulik hat eine Erklärung auf mathematischem Wege versucht, indem er die unregelmäßigen Schwingungen eines Geräusches während einer kurzen Zeit in eine Reihe von harmonischen Schwingungen auflöste. Es ist durch die Berechnung nachweisbar, daß an gewissen Stellen durch die Vermischung der direkten und der reflektierten Schallwellen eine Folge von unmeinen Tönen für das Ohr erzeugt werden muß, und der genannte Physiker hat auch regelmäßig festgestellt, welcher Unterschied zwischen den von den direkten und den reflektierten Schallwellen bis zum Ohr durchlaufenen Entfernung gegeben sein muß, damit eine Aenderung der Tonhöhe in bestimmtem Grade erfolgt. Die auf einem Bahnhof durch van Gulik angestellten Beobachtungen haben die völlige Uebereinstimmung der thatfächlichen Erscheinungen mit der Theorie erwiesen. Er erinnert noch daran, daß auch das Geräusch eines Wasserfalls oder des Rauschens von Bäumen, wenn es senkrecht von einer Mauer zurück-

geworfen wird, seinen Charakter ändert mit der größeren oder geringeren Entfernung des Ohrs von dieser Mauer. Auch darüber hat derselbe Forscher Beobachtungen vorgenommen, die seine Berechnungen bestätigt haben. —

g. Gegen das Beschlagen der Brillen. Einem ganz eigenartig hilflosen Eindruck machen Leute, die gezwungen sind, eine Brille oder einen Kneifer zu tragen und damit aus der kalten Luft in ein warmes Zimmer treten; der auf den kalten Brillengläsern sich niederschlagende Wasserdampf blendet die Leute derartig, daß sie nicht nur in unangenehme Verlegenheit, sondern, vollständig außer Stande, ihre Umgebung zu erkennen, auch leicht in wirkliche Gefahr geraten. Und doch giebt es ein sogar recht einfaches Mittel, alle diese Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Es ist nur nötig, jeden Morgen oder vor jedem Ausgehen eine Kleinigkeit sogenannte grüne Seife (Wachseife, Schmierseife, Kaliseife) auf der ganzen Fläche der Brillengläser zu verreiben und diese dann wieder zu putzen, bis sie blank sind. Es giebt ja auch teure Mittel, die dazu dienen sollen, das Beschlagen der Brillengläser zu verhüten, und die diesen Zweck auch wohl erreichen lassen, in der That aber bestehen sie aus nichts andrem, als aus gewöhnlicher Kaliseife, und man kann das Geld, das für sie gefordert wird, leicht sparen, indem man sich das Mittel eben selber herstellt. —

Musik.

Die umständlich bestellten „Großen Sinfonischen Abonnements-Konzerte des Berliner Tonkünstler-Orchesters, Dirigent: Richard Strauß“, kurz als die „Strauß-Konzerte“ bezeichnet, sind jetzt für Berlin die eigentliche Stätte dessen, was man schlechtweg den „musikalischen Fortschritt“ nennt. Das neuliche vierte brachte vier derartige Novitäten. Unter ihnen war wohl die wichtigste der dritte Akt aus dem Bühnenspiel „Gugeline“. Verfasser: Otto Julius Bierbaum, Komponist: Ludwig Thuille, geb. 30. November 1881 zu Bozen (wie das sorgfältige Programm angab), Theorieprofessor in München, bereits wohlangehört durch andre Opern sowie durch hübsche Kammermusik. Die alte Einsicht von der verfehlten Stellung eines dramatischen Musikwerkes (noch dazu als Bruchstück) im Konzertsaal machte sich auch diesmal wieder geltend, wie sehr man auch zugeben kann, daß eine solche Aufführung wenigstens eine Kenntnis vermittelt, die man sonst entbehren müßte. Hier kam noch folgendes Unangenehme hinzu. Der Text ist der bekannte Bierbaum'sche Lyrikzucker, eine von Haus aus originelle, aber nun bereits gewöhnlich gewordene Sprache. Die Musik schmiegt sich dann in einer außerordentlich hingebenden und für eben diese Sprache an Charakteristik intensiven Weise an — jedenfalls eine der besten Kompositionen, die wir seit langem gehört. Fr. Destinn sang die Gugeline, mit Tönen, die in allen Lagen prachtvoll klingen, deren Vorzüglichkeit jedoch keineswegs von der Qualität der — sehr nach dem Vokal a hingezogenen — Vokale und der Konsonanten erreicht wird. Herr Sommers Tenor ist als etwas süßlich bekannt. So hatte man aus dem Gesamten schließlich den Eindruck, als ob man ein Dutzend Schüsseln Bozener Kompott gegessen hätte und nun noch ebenso viel Syrup eingegossen bekäme. Auf der Bühne würde sich dieser Eindruck allerdings beträchtlich reduzieren.

Zur übrigen Programm fiel eine Konzertonvertur op. 14 des Engländer's Edward Elgar (geb. 1857) auf, eine Darstellung des „Londoner Volkslebens“, betitelt „Cockaigne“. Der Komponist entsaltet darin einen bewunderungswürdigen Reichtum der Föhrung vieler Stimmen, der rhythmischen und metrischen Verschiedenheiten — gar nicht zu gedenken der Instrumentation, deren virtuose Beherrschung ja heutzutage fast schon eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Anders präsentierte sich diesmal Mascagni (1863) mit einer „sinfonischen Dichtung“ „Leopardiano“ (Gesangstext aus „Leopardi“). Die Vokalkomposition darin ist ein nicht über italienischer Gesang. Wir haben uns, als die anfängliche Popularität Mascagnis in ein allgemeines Schimpfen umschlug, gegen die Ungerechtigkeit gewendet; und das Vetreten eines für ihn sozusagen neuen Gebietes will als eine ehrenwerte Vermittlung hingenommen sein. Allein es ist, als habe der Komponist — der ja für den Musikunterricht eine Bevorzugung der Harmonielehre vor dem Contrapunkt empfiehlt — in seiner eigenen Ausbildung eben diesen verümt.

Wieder anders drei Lieder mit Orchester von Walter Ahabl, der bisher nur durch weniges (darunter besonders ein Klavierquartett) bekannt geworden ist. Sturmmotive sind der Grund seiner Texte, stürmisches Dahinjaulen der Gehalt seiner Kompositionen, die Föhrung der Gesangsstimme man, die Begleitung um so reichhaltiger. — sz.

Technisches.

u. Flaschenreinigung. Die Innenseite einer Flasche wirklich gut und gründlich zu reinigen, ist gar keine so leichte Sache; auch bei mehrfach wiederholtem Spülen wird man immer noch hier und da ungeräumte Stellen erblicken, namentlich in der Kante zwischen Flaschenboden und seitlicher Flaschenwand, und doch sagt schon eine kurze Ueberlegung, daß die gründliche Entfernung des früheren Flascheninhalts — von wirklichen Unreinlichkeiten ganz zu schweigen — eine Sache nicht nur der Sauberkeit, sondern auch der

Gesundheit ist. Da mag es manchen interessieren zu erfahren, daß Eierschalen ein treffliches Reinigungsmittel für Flaschen aller Art sind. Man thut daher gut, alle Eierschalen aufzuheben, und, nachdem man sie zerbröckelt hat, am Herd zu trocknen. Darauf legt man sie in eine trockene irdene Schale und bewahrt sie an einem kühlen Ort für den Gebrauch auf. Will man nun eine Flasche reinigen, so thut man etwas von der zerkleinerten Eierschale hinein, füllt kaltes Wasser darauf, schüttelt das Ganze ordentlich und füllt, nachdem das Wasser mit den Eierschalen fortgegossen ist, mit klarem Wasser nach; man wird auf diese einfache Weise kristallklare Flaschen erhalten. —

Humoristisches.

e. Eine boshafte Anekdote erzählt der „Figaro“. Ein bekannter „Geschäftsmacher“ war lezthin wegen eines Jagdvergehens angeklagt und wurde zu 16 Fr. Geldstrafe verurteilt. Sein Rechtsbeistand bei dem Prozesse war ein ihm befreundeter Advokat gewesen, der Anwalt A., ein geistreicher und wegen seiner ironischen Bemerkungen allgemein gefürchteter Mann. „Ich wage nicht, wegen eines so unbedeutenden Prozesses mit Ihnen von Honorar zu sprechen“, sagte unser Geschäftsmann zu seinem Verteidiger, „aber kommen Sie, bitte, heute Abend zu mir zum Essen“. Das Essen war vorzüglich und wurde mit den edelsten Weinen „begossen“. Beim Nachtrich besonders kam ein unarter Burgunder auf den Tisch, den der Gastgeber der Aufmerksamkeit seines Gastes recht angelegentlich empfahl. „Kosten Sie nur diesen Wein, mein Lieber. . . Sie müssen nämlich wissen, daß ich ihn wie ein Kleinod aufbewahre und ihn nur solchen Freunden anbiete, die mir einen großen Dienst geleistet haben. . . Nun, was halten Sie davon?“ — „Famos, wirklich famos!“ — „Freut mich! Aber dieser ist noch nichts gegen einen andren Wein, den ich im Keller habe. Fünfzig Jahre ist die Flasche alt; etwas Unvergleichliches. . .“ Darauf sagte der Anwalt, der nie um eine Antwort verlegen ist: „Diesen Wein werden Sie mir wohl zu trinken geben, wenn ich Sie einmal vor den Geschwornen verteidigt haben werde?“ —

Notizen.

k. Was Shakespeare für seinen „Hamlet“ erhielt. Kein Stück in der Welt ist so oft aufgeführt worden wie „Hamlet“, und man kann wohl behaupten, daß dieses Trauerspiel seit den drei Jahrhunderten, die es dem allgemeinen Spielplan angehört, Millionen eingebracht hat; Shakespeare aber erhielt dafür etwa hundert Mark! Als Shakespeare auf der Höhe seines Ruhmes stand, genog er ein Jahreseinkommen von etwa 20000 Mk., und galt mit Recht für den Krönig der literarischen Welt der damaligen Zeit. Aber die Lantienen hatten an diesem Einkommen nur einen geringen Anteil. Der Dichter war gleichzeitig Schauspieler und einer der tüchtigsten Geschäftsleute. —

— Sudermanns neues Schauspiel „Es lebe das Leben“ geht nun bestimmt am 29. Januar im Deutschen Theater in Scene. —

— Als zweite vollständige Nachmittags-Vorstellung des Belle-Alliance-Theaters geht am Sonntag (3 Uhr) „Die Grille“ von Charlotte Birch-Pfeiffer in Scene. —

— Das Neue Theater bringt als nächste Novität den französischen Schwan „Champeroh's Leiden“ in der Bearbeitung von Arthur Pierhofer. —

— Das Damen-Vrett'l wird erst am 1. Februar eröffnet. —

— Das von Julius Färl geleitete „Moderne Theater“ in Mannheim stellt wegen Unrentabilität am 1. Februar seine Vorstellungen ein. —

— Das nächste große Orchesterkonzert der Wagnervereine findet am 24. Februar statt. Dirigent ist Dr. Rud; die Kammerfänger Ernst Kraus und Karl Scheidmantel wirken mit. —

c. Opern und Buffets. Der Leiter des Erfrischungdraumes in der Pariser Großen Oper ist von einem Neugierigen gefragt worden, ob der Verlauf der verschiedenen Arten von Erfrischungen an allen Abenden ziemlich gleichmäßig ist. Die überraschende Antwort war, daß die verkauften Erfrischungen sehr verschieden, sowohl betreffs der Menge wie der Art sind, je nach dem Charakter des aufgeführten Stückes. So ist an „Faust“-Abenden das Geschäft so gut, wie es überhaupt nur sein kann; Limonade und Champagner werfen die besten Gewinne ab. An Meyerbeer-Abenden ist Eis die beliebteste Erfrischung. Die Werke von Donizetti wie „Lucia“ oder „Die Favoritin“ regen eine Nachfrage nach Sirups und Apfelsinen an. An Balletabenden steigt der Punsch, und die Wagner-Abende, z. B. „Siegfried“, sind — „schwarze“ Abende; an ihnen wird nichts bestellt, absolut nichts. Die Leute rennen in den Pausen mit verstörten Blicken umher und sehen das Büffet nicht einmal an. . .

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 26. Januar.